

lich leugnet, so wird er den einfachsten Tatsachen nicht gerecht. Dass das Werden einer Hochsprache im wesentlichen dem Bedürfnis entspringt, ist eine so unumstößliche Erkenntnis, dass darüber kein Wort zu verlieren ist. Wenn K. meint, eine einheitliche Aussprache sei eigentlich nicht nötig, so hat er offenbar niemals die Beobachtung gemacht, wie sehr unter Umständen die Verschiedenheit der Aussprache das Verständnis beeinträchtigen kann. Und die Verständigung wird er immerhin als einen Nebenzweck der Rede gelten lassen.

Seine einseitigen Anschauungen hängen zum Teil mit einer nicht genügenden Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur und der Sache selbst zusammen. Ein vollkommener Unsinn ist es, wenn S. 177 behauptet wird: „das Iiddische (!) ist die Mundart, die nach Ansicht unserer Schulwissenschaft dem deutschen Gedanken seinen natürlichen Ausdruck verleiht, wenigstens was die Wortordnung im Nebensatz angeht.“ Und wer sich einbildet, aus „den ersten fünf Absätzen“ von Reuters Stromtid und aus dreien der Ausseer Geschichten von Frauengruber sich ein Urteil über die Wortstellung der Mundarten bilden zu können, der ist von wissenschaftlicher Gründlichkeit weit entfernt; er hat überhaupt keine Ahnung von den Problemen, um die es sich hier handelt.

K.s Urteile sind masslos subjektiv, wie etwa die folgenden: 43: „im hochsprachlichen Zusammenhang kann auch die gewöhnliche Redensart der Mundart gewinnen, zeigt eine Urwüchsigkeit und Naturkraft, die ihr mit Nichten zukommt, wenn sie das alleinige und das selbstverständliche Ausdrucksmittel ist. Und darum sagen wir, dass das Missingsch schöner ist als die Mundart. Nicht das wüst durcheinander stammelnde Missingsch des Dörfers, sondern das auswählende Missingsch des Gebildeten.“ „Es ist nur Armut, wenn der Oberdeutsche statt Osten und Westen Morgen und Abend sagt.“ Beiläufig: wer ist denn „der“ Oberdeutsche, der so sagt? S. 44: „wo die Mundart wirklich spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, da bleibt sie Gelalle.“ Hat K. einmal etwas von einem gewissen Johann Peter Hebel, von Niebergall, von Max Barack, von Rudolf Greinz gehört?

Giessen.

O. Behaghel.

**Gotische Grammatik mit Lesestücken und Wortverzeichnis von Wilhelm Braune.** Zehnte Auflage bearbeitet von Karl Helm. Halle, Niemeyer. VIII u. 199 S. 8<sup>o</sup>.

Karl Helm hat es unternommen, Braunes verwaistes Werk den Anforderungen der Gegenwart anzupassen. Er hat, was Braune grundsätzlich vermieden hatte, knappe Hinweise auf die sprachgeschichtlichen Zusammenhänge in das Werk hineingearbeitet, z. B. in § 50a eine übersichtliche Darstellung der Lautverschiebung gegeben. Diese Weiterführung ist ausgezeichnet gelungen und verdient uneingeschränkter Dank. Ein paar Kleinigkeiten: § 35 wird gesagt, dass die Stämme mit dem Ablaut a-ō „meist“ auf einfachen Konsonanten ausgehen. Dann erwartete man unter den Beispielen auch eines, wo das nicht der Fall ist. — § 58 fehlt vor „auslautend“ ein c. — § 66: die Bestimmung von „suffixalem“ t ist unnötig; sie fehlt ja auch § 58, Anm. 2. — § 63: dass in *fairhwakan*, *fairhwisian* h w, nicht w geschrieben wird, beweist meines Erachtens nichts für den Lautwert; es kann einfach etymologische Schreibung sein.

Giessen.

O. Behaghel.

**Ernst Crous, Joachim Kirchner, Die gotischen Schrifttafeln.** Leipzig 1928, Klinkhardt u. Biermann. 46 S. u. 64 S. Abbild. Gr.-4<sup>o</sup>.

„Das vorliegende Werk will einen Ueberblick über die Entwicklung der gotischen Schriftarten in Handschriften und Drucken geben“ (Vorwort, S. 5). Es dient nicht praktischen Lehrzwecken, wenngleich es auch für solche mit reichstem Erfolg verwendet werden können, sondern es ist Forschung; es stellt die zeitlichen Wandlungen des gotischen Schriftbildes von den ersten Spuren der eckigen Brechung im 11. Jahrhundert bis in unser Jahrhundert dar. Die Herausgeber haben sich in der Weise in die Arbeit geteilt, dass Kirchner die gotischen Schriftarten in der Epoche der Handschrift, Crous jene im Buchdruck behandelt. Beide haben sehr wertvolle paläographische Erklärungen vorausgeschickt, in denen jede Abbildung nach ihrem Schriftcharakter und nach einzelnen Zügen besprochen ist, so dass mit Hilfe dieser Anweisungen eine anschauliche Entwicklungsgeschichte der gotischen Schrift gegeben ist.

Kirchner stellt als ideales Ziel auf, „zuerst die nationalen Schriftentümlichkeiten der einzelnen europäischen Länder, aber auch besonderer Landschaften, . . . und sogar einzelner Städte und Orte . . . festzulegen“ und zeigt solche Kennzeichen für die deutschen Handschriften des 15. Jahrhunderts an einzelnen typischen Beispielen. Berücksichtigt sind für alle Jahrhunderte nur die Buchschriften, nicht die Urkundenschriften, das war durch den zur Verfügung stehenden Raum geboten; und die Buchschrift ist gewiss die Trägerin des Schriftstils, vielleicht wären aber doch einige wenige Abbildungen von Kursivschrift dem Nichtfachmann willkommen gewesen, besonders zur Beobachtung der „aus Kursiv- und Buchschrift geschaffenen Bastardschrift“ (S. 13). — Zur leichteren Unterscheidung der Typengruppen hat K. einige neue Termini eingeführt (Gitterschrift, Zisterzienserschrift u. a.).

Die gotische Schrift entwickelt sich aus der runden karolingischen Minuskel dadurch, dass die runden Buchstabenbestandteile eckig gebrochen werden (S. 9). Die ersten Spuren finden sich in nordfranzösischen Handschriften des 11. Jahrhunderts. Dieses Prinzip, im 12. Jahrhundert Fortschritte machend, kommt zur Herrschaft im 13. Jahrhundert, in dem die eckigen Formen noch stärker ausgeprägt werden, ja wo dann an ein und demselben Buchstaben doppelte Brechungen auftreten. Man kann in dieser Entwicklung meines Erachtens drei stilistische Stufen verfolgen: die ersten Ansätze des 11. Jahrhunderts sind noch bloss Manier, diese wird im 12./13. Jahrhundert Stil und endlich, im 13. Jahrhundert, wirkliche Gotik, d. h. bewusstes künstlerisches Prinzip und Ausdruck eines bestimmten Formwillens.

Der zweite, von Crous bearbeitete Teil, verfolgt in derselben klaren Weise den Buchdruck, ebenfalls unter Berücksichtigung der italienischen, französischen, englischen Druckschrift, wo die Gotik durch die Antiqua verdrängt wird, und zeigt eingehend die verschiedenen Wandlungen der deutschen Drucktypen bis zur Gegenwart, in der wir uns in „einer Zeit der Gärung“ befinden. Also auch hier wie auf allen Gebieten ein Mangel an eigenem Stil.

Auch dieses monumentale Werk geht von der Preussischen Staatsbibliothek aus, die in den letzten Jahren für die Forschung auf dem Gebiete des Buchwesens so viel getan hat (vgl. u. a. das reichhaltige und prächtig aus-